

Josephine W. Johnson: „Die November-Schwestern“

Tage wie Wüsten

Von Nora Karches

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 20.12.2023

Im Jahr 1935 hat Josephine W. Johnson im Alter von nur 24 Jahren den Pulitzer-Preis in der Kategorie Roman erhalten. Heute wird ihr damals ausgezeichnete Roman „Die November-Schwestern“ international wiederentdeckt. Ein ästhetisch hochpräzises Buch über harte körperliche Arbeit und ausbleibenden Regen.

“It won’t sell itself.” Das Buch wird sich nicht verkaufen, schreibt das Magazin Kirkus Reviews, als „Now in November“ 1934 erscheint. Eine Prophezeiung, die wahr geworden ist. Dabei ging es gut los.

„Miss Johnson steht in der Tradition von Emily Brontë und Emily Dickinson, und man ahnt, dass es in ihrer Macht steht, es wie diese sehr weit zu bringen“

bejubelt die New York Times die junge Autorin. Und urteilt über ihre Prosa:

„schlicht und doch bildhaft, derart unverwechselbar, dass man keinen einzigen Absatz mit dem Werk eines anderen Schriftstellers verwechseln könnte“.

Und es stimmt. Man beginnt zu lesen, und es ist zuallererst die dunkel-poetische Sprache, die einen in den Bann schlägt. An Josephine W. Johnsons Roman ist, obschon ihr erster, nichts Tastendes oder Zögerliches.

Proletarische Literatur, geschrieben von einer Frau

Er beginnt, ästhetisch hochpräzise, im Moment nach der Katastrophe.

“Jetzt im November sehe ich unsere Jahre im Ganzen. Dieser Herbst ist zugleich wie ein Ende und ein Anfang für unser Leben, und die Tage, die verworren schienen, weil alles, was zu nah und zu vertraut ist, unscharf wird, sind jetzt klar und fremd.“

„Die November-Schwestern“ ist als Retrospektive angelegt. Im November des elften Jahres, in dem sie mit ihrer Familie auf einer hochverschuldeten Farm lebt, blickt die 25-jährige Marget zurück. Auf Unglück und existenzielle Not, die unauflöslich fortbesteht.

„Die Erde vollführt gewaltige Drehungen, aber wir zucken auf ihrer Oberfläche herum wie Stechmücken, vollauf beschäftigt und von einer Masse kleiner Dinge überwältigt – jenem

Josephine W. Johnson

Die November-Schwestern

Aus dem amerikanischen Englisch
von Bettina Abarbanell

Aufbau Verlag, Berlin

222 Seiten

22 Euro

Wirrwarr, das unser Leben ist und uns daran hindert, wirklich lebendig zu sein. Wir sind müde, unsere Tage in tausend Teile zersplittert, unsere Jahre in Tage und Nächte zerhackt und unterbrochen. Unsere Lebensstunden den Lebensjahren entrissen. Gestohlene Zeiten und Dinge wegen – ja wegen was?“

Man kann „Die November-Schwestern“ zur Proletarischen Literatur rechnen. Vor dem Hintergrund der Jahrhundert-Dürre der 1930er Jahre wird von harter körperlicher Arbeit in der Agrarproduktion erzählt, von der zerstörenden Kraft des Kapitalismus und vom Potenzial einer Revolution.

Ein Roman über den Durst

Doch „Die November-Schwestern“ ist mehr als ein Roman über die Folgen der Weltwirtschaftskrise von 1929, sondern ein Buch über Durst im allumfassenden Sinn: den Durst der Erde nach Regen – Josephine W. Johnson gilt nicht umsonst als Pionierin der Climate Fiction – aber auch den Durst der Menschen nach Liebe und Anerkennung.

„Kerrin begehrte Grant, begehrte ihn mehr als alles, wonach sie je die Hände ausgestreckt hatte. Weil er greifbar war, nehme ich an. Es war nicht wirklich Grant, den sie begehrte oder für den sie etwas empfand, denn sie kannte ihn unter der Oberfläche gar nicht. Ich musste an Aasreben denken, die sich mit hungriger Ziellosigkeit blindlings in alle Richtungen vortasteten, bis sie einen Stängel finden, um den sie sich wickeln können.“

Kerrin ist die interessanteste Figur. Sie, die älteste Schwester, leidet unter Symptomen, die wir heute wohl unter Begriffen wie Depression und Essstörung einordnen würden. Sie sperrt sich gegen die Rolle, die ihr als Frau zugewiesen wird. In Grant, der auf der Farm arbeitet, sieht sie die Möglichkeit, ihre Position neu zu definieren. Doch Grants Zuneigung gilt Merle, der jüngsten Schwester, die sie nicht erwidert. Kerrin verliert sich im Wahn, begeht schließlich Suizid.

“Sie hatte nie zu uns gehört, und womöglich gibt es auf der Erde keinen Platz für Menschen wie sie. Ich war froh, dass sie gestorben war. Anders konnte ich es nicht empfinden.“

Dekonstruktion amerikanischer Mythen

Und so dekonstruiert Josephine W. Johnson nicht nur zentrale US-amerikanische Überzeugungen wie den Glauben an das Land und an harte Arbeit als kapitalistische Mythen. Sondern zuletzt auch: den Glauben an Familie.

Josephine W. Johnson hegte Sympathien für den Kommunismus und lässt im Buch auch die Brutalität des Rassismus nicht aus. Mit Blick auf die Politik der USA liegt es nahe, dass nicht „Die November-Schwestern“ zum Klassiker der Literatur jener Zeit wurde, sondern „Früchte des Zorns“, John Steinbecks Roman, der ähnlich sozialkritisch eine Geschichte über finanziellen Ruin erzählt, aber doch auf familiäre Solidarität vertraut.

Klasse und Geschlecht, menschengemachte Naturkatastrophen: „Die November-Schwestern“ erscheint im Licht heutiger Debatten modern. Und die literarische Qualität des Romans, den Bettina Abarbanell hervorragend neu übersetzt hat, ist, damals wie heute, unbestritten.